CfP: Philosophie der Macht – Online-Tagung am 13.12. und 14.12.25, je ab 14:00 Uhr / Sammelband (De Gruyter)

Moritz R. Pretzsch / Jan Kerkmann

Zoom-Link (13.12. und 14.12.):

https://unikassel.zoomx.de/j/64221373492?pwd=VJQT6C3BQbxEfiJWovGsPE6O9YNjrD.1

Kennwort: Macht25

Was versteht man unter Macht? In welchem Spannungsverhältnis stehen Macht und Gewalt zueinander? Wie müssen wir gegenwärtig Macht denken? Wie ist die Macht ethisch zu bewerten? Ist die Macht „immer böse"? (Jacob Burckhardt) Diese Fragen und zahlreiche weitere sind es, die wir im Rahmen unserer Online-Tagung und im chronologischen Durchgang durch die wichtigsten ideengeschichtlichen Positionen zur Macht gemeinsam diskutieren möchten. Die Tagung ist eingebettet in die Schriftenreihe *Grundbegriffe des Menschseins*, deren erste Bände 2026 im Verlag De Gruyter erscheinen werden. Es ist fest intendiert, dass die Tagungsbeiträge in Form des Sammelbandes *Philosophie der Macht. Historische und systematische Perspektiven* veröffentlicht werden sollen.

Philosophie untersucht Macht auf mehreren Ebenen: Als metaphysisches Prinzip, als ethische Handlungsdimension und als politische Realität. Zugleich reflektiert sie deren Bedingungen, Legitimität und Grenzen. Macht bezeichnet gemeinhin die Fähigkeit, das Denken und Handeln anderer zu beeinflussen; sie zeigt sich nicht nur in (autoritärer) Herrschaft, sondern auch in alltäglichen Beziehungen, Regeln und Normen. Daher ist unter ‚Macht' auch weniger ein Besitz oder eine Eigenschaft zu verstehen, die einer Person zukommt. Viel eher äußert sich die Macht relational – als ein Netz von Wirkungen, das Gesellschaft und Verhalten formt. Weiter bezeichnet Macht eine Kraft, die zu einer Stellungnahme zwingt. Alles, was ist, hat nicht nur, sondern *ist* Macht. Menschen und Institutionen üben sie durch ihre Existenz und ihr Handeln aus. Dabei scheinen es vornehmlich Macht und Gewalt zu sein, die in einem Spannungsverhältnis stehen: Von Gewalt unterscheidet sich Macht dadurch, dass Gewalt immer Macht voraussetzt, aber Macht nicht Gewalt. Es gibt zwar gewaltlose, aber nicht machtlose Handlungen; zu Recht spricht man in diesem Sinne von der Macht der Gewaltlosen. Darauf aufbauend, ließe sich ein Verdacht artikulieren, der die Macht zum ubiquitären Bezugssystem menschlicher Existenz erhebt: Wer auf Macht verzichtet, entsagt demnach nur einer bestimmten Form der Macht und bedient sich seiner anderen. Wer hingegen auf Gewalt verzichtet, lebt gewaltlos. Auf dieser Basis kristallisiert sich die maßgebliche Frage heraus, ob und wie der Einzelne aus der scheinbar omnipräsenten Machtdynamik auszuscheren vermag.

In der Antike wird Macht von Platon und Aristoteles nicht zuerst politisch oder im Sinne von Herrschaft gedacht, sondern als grundlegende metaphysische Kategorie. Platon versteht unter *dynamis* die Wirkungskraft, die allem Seienden zukommt, insofern es etwas hervorbringt. Seiendes ist überhaupt nur bestimmbar, weil es etwas bewirkt – daher ist das Seiende selbst nichts anderes als *dynamis*. Aristoteles übernimmt diesen Gedanken und fasst Macht als dasjenige, was Bewegung und Veränderung ermöglicht; zusammen mit Wirklichkeit (*energeia*) und innerer Bestimmtheit

(*entelecheia*) bildet sie einen Grundbegriff seiner Metaphysik. Zugleich bleibt die Verbindung zum praktischen Bereich gewahrt: Bei Platon erscheinen Tugenden (wie die Gerechtigkeit, die Besonnenheit, die Tapferkeit und insbesondere die Weisheit) als Mächte, die eine politische Ordnung stiften und erhalten können. Aristoteles unterscheidet zwar die Tugend als festen Habitus von den noch offenen Vermögen (*dynameis*), betont aber damit gerade den Bezug der Macht zur natürlichen Ausstattung des Menschen. In der antiken Ethik bedeutet dies, dass individuelles Streben auf die jeweiligen Handlungsmöglichkeiten abgestimmt werden muss. Macht, verstanden als Vermögen zu wirken, ist damit sowohl ein metaphysisches Grundprinzip als auch eng mit der Erfahrung von Freiheit verbunden.

Gleichwohl kann Platon historisch auch als erster dezidierter Kritiker des Machtprinzips apostrophiert werden, zumal bei ihm – im Sinne einer Strebens nach Weisheit und Schönheit, vollzogen im philosophischen Dialog – jener prominente Gegenbegriff der Macht profiliert wird, dem das Christentum zur Weltbedeutung verhelfen wird: Die Liebe. Im ersten Buch der *Politeia* und im *Gorgias* lässt Platon mit Thrasymachos und Kallikles polarisierende Gestalten auftreten, die in dem permanenten Streben nach Macht, dem unaufhörlichen Mehr-haben-Wollen (*Pleonexie*) und in der damit einhergehenden Durchsetzung gegenüber den Anderen den wahren Sinn menschlicher Existenz erkennen wollen. Es ist durchaus als folgerichtig zu würdigen, dass Thrasymachos und Kallikles der Tyrann als Musterbild des Menschseins vorschwebt, weil er seine Bedürfnisse ungehindert ausleben kann und darin die vollständige Freiheit des Willens zu genießen scheint. Von Natur aus, so Kallikles, gelte das Recht des Stärkeren, das jedoch in der Gesellschaftsordnung geleugnet und ins Gegenteil verkehrt werde, indem behauptet wird, dass es gerecht sei, wenn alle gleich viel hätten – für Kallikles eine List der Schwachen, die leer ausgingen und sich unterordnen müssten, wenn die Herrschaft des Gesetzes der Natur aufrechterhalten würde. In seiner Widerlegung zeigt Sokrates hingegen auf, dass der Tyrann – weit davon entfernt, wahrhaft mächtig zu sein – im Grunde der ohnmächtigste aller Menschen ist. Er kann nicht einmal sich selbst beherrschen, sondern wird von seinen Begierden geleitet; und lebt in ständiger Furcht vor der Rache seiner Untertanen, die er mit Gewalt unterdrückt hat.

Im Anschluss an die antiken Ansätze erhält der Machtbegriff durch die christliche Theologie eine neue, theologische und zugleich metaphysische Dimension. Im Alten und Neuen Testament ist es die Allmacht, die das Wesen Gottes ausmacht, und zwar nicht als abstraktes Prinzip, sondern als Eigenschaft eines lebendigen, persönlichen Gottes. Daraus ergibt sich, dass auch die Ermächtigung der Geschöpfe und die Vollmacht des Sohnes in Analogie zur Natur verstanden werden können. Augustinus präzisiert diesen Gedanken philosophisch, indem er Macht (*potentia*) nicht nur als physische Stärke, sondern ebenso als geistige Kraft versteht, die nur in Verbindung mit Wissen und mit dem Bewusstsein für die Angemessenheit ihres Einsatzes gedacht werden kann. So ist Macht für ihn stets mit Gerechtigkeit, Wille und Freiheit verknüpft. Mit Blick auf die göttliche Macht entwickelt Augustinus eine enge Beziehung zwischen diesen Begriffen und grenzt sie dadurch klar gegenüber bloßer Gewalt (*violentia*) ab.

Das Christentum wagt jedoch auch den revolutionären – im platonischen Sokratesbild freilich bereits angelegten – Gedanken, dass sich die größte Macht des Geistes gerade in dem vollständigen Verzicht auf sie bezeugt, in der (Selbst-)Erniedrigung des Edelsten, dem ungerechten Bestraft-Werden des Gerechtesten, der radikalen Gewaltentsagung durch den Stärksten. Jesu Widerstand gegenüber der Versuchung durch den Teufel (vgl. *Matthäus 4*) kann als paradigmatische Verdichtung dieser folgenreichen Subversion weltlichen Machtdenkens begriffen werden. Vom Teufel wiederholt als ‚Sohn Gottes' angerufen und damit als Repräsentant höchstmöglicher Macht

adressiert, verzichtet Jesus während seiner entbehrungsreichen Zeit in der Wüste darauf, den drei – vonseiten des Teufels geforderten – Machtbeweisen nachzukommen: Er verwandelt die Steine *nicht* in Brot,; er springt *nicht* von den Zinnen des Tempels, auf dass ihn die Engel auffangen und tragen; er weist den Teufel zurück, als dieser Jesus alle Reiche der Welt zu geben verspricht, wenn dieser vor ihm niederfalle und ihn anbete.

In der Scholastik wird die von Augustinus etablierte Verbindung der Macht mit Wille und Freiheit weitergeführt, aber auf ein unpersönliches Seinsprinzip hin abstrahiert. Macht wird als *potentia* zur realen Möglichkeit verstanden, die sich von bloßer logischer Möglichkeit (*possibilitas*) unterscheidet. Damit erhält der Machtbegriff eine feste ontologische Bedeutung, die auch in die Systeme der Neuzeit eingeht. Die Spätscholastik betont dabei die Einheit von Wille und Macht, was auch bei Luther, in Anknüpfung an Augustinus, aufgegriffen wird.

In der Neuzeit wird der Begriff weiter entfaltet: Für Machiavelli ist Macht die Fähigkeit, einen Staat zu begründen und zu erhalten, wobei nicht moralische Rechtfertigung, sondern politischer Erfolg entscheidend ist. Sie beruht auf der *virtù* des Herrschers – also Klugheit, Entschlossenheit und Tatkraft – und muss sich gegenüber der *fortuna*, dem Zufall, behaupten. Macht artikuliert sich damit als praktische Kunst der Herrschaftssicherung, die notfalls auch Härte und Täuschung einschließt. Für Francis Bacon ist Macht das Vermögen, durch systematisches Wissen und wissenschaftliches Handeln die Natur zu verstehen, zu kontrollieren und gezielt nutzbar zu machen. Sie verbindet Erkenntnis mit praktischer Wirksamkeit und ermöglicht es dem Menschen, seine Lebensumstände zu verbessern und Wirkungen in der Welt herbeizuführen. Spinoza wiederum identifiziert Substanz und Macht, versucht die Verbindung von Macht und Willen zwar aufzulösen, bringt aber durch die Verknüpfung von Macht und Affekt das Moment des Wollens erneut ins Zentrum. Leibniz wiederum sieht in Macht (*puissance*), Erkenntnis (*connoissance*) und Wille (*volonté*) ein untrennbares Gefüge. Für ihn ist wahre Macht nicht die „nackte Möglichkeit" (*potentia nuda*), sondern eine aktive Kraft (*vis activa*), die zwischen bloßem Vermögen und tatsächlicher Handlung steht. Damit wird das Modell menschlicher Handlung zum Paradigma, auf das sich die metaphysischen Machtkonzeptionen stützen: Macht bezeichnet die Handlungsdisposition einer Substanz, die nach Art menschlicher Tätigkeit verstanden wird.

Dieses Handlungsmuster bestimmt auch die großen Systeme der Neuzeit – bei Locke, Kant und Hegel ebenso wie bei Schelling mit seiner Lehre von den „Potenzen". Selbst Nietzsche, der mit seiner Theorie des „Willens zur Macht" vom tradierten Willensbegriff und von der Vorstellung einer bloßen Vermögenskategorie loszukommen versucht, bleibt in anthropomorphen Deutungen gefangen. Sein Ansatz, die physikalische Kraft „von innen" durch den Willen zur Macht zu erklären, zeigt, dass die Erfahrung von Macht überhaupt nur über den Bezug zum Menschen möglich bleibt. So erweist sich die metaphysische Machtkonzeption insgesamt als eine ins Allgemeine übertragene Handlungsmacht des Menschen – als Prinzip dessen, was durch Handeln möglich ist.

In der Moderne werden der Macht verschiedene Grade zugeschrieben. Max Weber etwa unterscheidet Herrschaft und Macht, welche er als „Chance, innerhalb einer sozialen Beziehung den eigenen Willen auch gegen Widerstreben durchzusetzen, gleichviel worauf diese Chance beruht" (Weber 1972), bestimmt. Macht ist für Weber von ‚amorpher' Natur, da sie in ihrem unüberschaubaren Bedeutungsumfang allen konkreten Gestaltungen der Wirklichkeit vorausliegt. Für Hannah Arendt hingegen entsteht Macht „überall da […], wo Menschen sich versammeln und zusammen handeln, und […] verschwindet (immer), wenn sie sich wieder zerstreuen." (Arendt

1970) Für Arendt ist Macht somit keine Eigenschaft einzelner, sondern entspringt dort, wo Menschen sich miteinander verständigen; sie lebt von Zustimmung und bildet damit das eigentliche Wesen des Politischen – im Gegensatz zur Gewalt, die auf Zwang beruht. Ihren bis dato letzten großen Auftritt, der sie am Ende des 20. Jahrhunderts endgültig zum anthropologisch-metaphysischen Schlüsselbegriff aufsteigen lässt, erhält die Macht schließlich im Werk des französischen Philosophen Michel Foucault. Obwohl die Macht zu Beginn seiner Werkentwicklung noch keine eminente Rolle spielte, wird ihre Bedeutung schließlich derart gravierend, dass Foucault schließlich alle menschlichen Prozesse durch die Macht geleitet sieht: Alles, so Foucault, sei Macht. Ähnlich wie in Heideggers Figur des ‚Willens zum Willen', der sogar noch seinen eigenen Widerstand erzeugt, um sich in dessen Überwindung seiner eigenen Kraft zu vergewissern – sodass es keinen philosophischen Standpunkt jenseits der Willensdurchdrungenheit der Moderne zu geben scheint – vollzieht sich auch in Foucaults Machtanalyse ein bedrohlicher Umschlag, den in seinem ganzen Gewicht zu durchdenken sich Tagung und Sammelband vornehmen: Foucaults metaphysikkritisch-akribische, geschichtswissenschaftlich und soziologisch untermauerte Untersuchung der Machtformierung, die angetreten war, Residuen und konstruktive Umgangsmöglichkeiten mit ihr zu eröffnen, verkommt zum Vehikel ihrer philosophischen Konsekration, erliegt ihr schließlich, indem sie in ihrer entdifferenzierten Generalisierung nichts anderes mehr wahrnehmen kann als die Macht, die sie verdammt und der sie doch nichts mehr entgegenzusetzen hat.

Hinsichtlich des auf der Grundlage der Tagung geplanten Sammelbandes bitten wir alle Interessierten bis zum **01.02.2026** um Beitragsvorschläge (max. 300 Wörter in deutscher Sprache), die sich unter historischen oder systematischen Gesichtspunkten mit dem philosophischen Phänomen der Macht auseinandersetzen. Die Entscheidung über angenommene Vorschläge werden wir bis zum **15.02.2026** mitteilen. Die Beiträge sollen bis zum **01.05.2026** eingereicht werden; der Band wird im **Herbst 2026** bei De Gruyter erscheinen. Das Tagungsprogramm wird – mitsamt den Vortragstiteln – so bald wie möglich auf den Seiten der DGPhil (Sektion: *Veranstaltungsankündigungen*) bekanntgegeben. Eine Teilnahme an der Online-Tagung ist selbstverständlich keine Voraussetzung für die Einreichung von Beitragsideen.

Wir bitten um eine Übermittlung der Abstracts an die folgenden Mail-Adressen:

jan.kerkmann@philosophie.uni-freiburg.de

moritzpretzsch@uni-kassel.de